

„breite klientelische Machtbasis“ garantierten. Dieses Klientelverhältnis hatte durchaus auch einen „sozialen“ Aspekt, indem diese „Rechte“ auch mit „Pflichten“ verbunden waren: „Wer immer eine Not oder ein Anliegen hatte, konnte in das offene Haustor treten und seine Bitte vortragen. Wenn es in seinen Kräften stand, versuchte Lukas zu helfen“ (S. 41). Dem gleichen soziokulturellen Ziel, nämlich dem Ausbau von sozialem Prestige, von „sozialem Kapital der Ehre“ (S. 33), diente auch in den vierziger Jahren die Errichtung einer eigenen Kapelle, genau gegenüber der Pfarrkirche, wiewohl die Tschofen erwiesenermaßen kein mustergültiges Leben führten. Allerdings kann der Lebenswandel nur bedingt mit der „inneren Einstellung“ gleichgesetzt werden, und man kann sich durchaus vorstellen, daß soziale und prestigebringende Motivationen („Für die Mitglieder der dörflichen Oberschicht gehörte kirchliches Engagement zum standesgemäßen Verhalten“, S. 36) sich nahtlos mit religiösen Anliegen, nämlich derweilen das Seelenheil trotz „schlechtem“ Lebenswandel zu erlangen, überschneiden. Sicherlich war aber der religiöse Lebenswandel der Tschofen nicht ein Einzelfall, wie die Liste der häufigsten Frevler zeigt (S. 119–123).

Alles in allem zeichnet somit die Kollektivbiographie der Tschofen ein ganz normales Bild einer zur ländlichen Oberschicht aufgestiegenen Familie, ein Parcours der sich überall in Europa der damaligen Zeit finden läßt. Auch der Abstieg der Familie ist mustergültig. Konnte sich Lukas IV. einigermaßen standesgemäß halten, war sein Bruder Hans Landeshauptmann, hatte ein Sohn

des Hans sogar studiert und war zum Obervogt auf der Insel Reichenau avanciert (wo er sich so verhaßt machte, daß er entlassen wurde, S. 66), so wirtschaftete die 5. Generation derart schlecht, daß sie der Verarmung nicht entgehen konnten. Laut der Legende hatten die Nachfahren nicht begriffen, daß „alles Erworbene durch Fleiß und Sparsamkeit zusammengehalten werden muß“ – als ob sie es auf diese Art erworben hätten (S. 66). Legenden haben selbstredend eine andere soziale Funktion als Geschichte. Wie die Tschofen wirklich gelebt haben, zeigt das besprochene Buch in gefälliger Form. Abschließend kann auch noch darauf hingewiesen werden, daß der Band und die Tschofen-Familien-geschichte durch verschiedene, reich bebilderte Artikel (Die Lukas-Tschofen-Stube von 1681, S. 87–107; Notizen zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte ..., S. 109–130; Maria Schnee. Studien zur Barockplastik, S. 131–150; Die Votivbilder, S. 151–181) abgerundet wird.

*Anselm Zurfluh*

---

Pier Giorgio Gerosa, *Un micro-territorio alpino. Corippo dal Duecento all'Ottocento.*

*Locarno: Armando Dadò Editore, 1992; 323 Seiten.*

Hans Stadler, *Geschichte des Landes Uri, Teil 1: Von den Anfängen bis zur Neuzeit.*

*Schattdorf: Uranos Verlag, 1993; 420 Seiten.*

„Regionalgeschichte“ erfreut sich in der Schweiz großer Beliebtheit. Die Klein-

räumigkeit, geographisch, kulturell und politisch mag das wohl begünstigt haben. Allerdings sind die regionalen Fraktionslinien, wie überall, nicht homogen: einzelne kleinere Kantone, also eigentliche Staatswesen, sind an sich selber Regionen (etwa Uri, Nidwalden, Appenzell), andere Stände, wie Bern, Zürich, Tessin, umgreifen mehrere Regionen. Zudem kann jede dieser Gebietsformen ihrerseits unterteilt werden. Methodologisch interessant an diesen Abstufungen ist, daß sie alle irgendwie in die „große“ Geschichte, gemeint die des heutigen Europas, aber auch in die Geschichte des sie umgreifenden Nationalstaates integriert werden müssen. Dabei gilt: je kleiner ein Gebiet, desto eigenständiger und unabhängiger von der „Staatsproblematik“ kann seine Behandlung sein. Zudem: Regionalgeschichte, gerade weil sie sich mit einem Gebiet befaßt, das (meistens) nicht politisch und kulturell hegemonial ist, hat immer auch die Aufgabe, eine bestimmte Lebensweise, die dort gelebt und somit als authentisch angesehen wird, vor den moderngleichmacherischen Tendenzen getrennt zu zeigen. In diesem doppelten Spannungsbereich liegen auch die zwei folgenden Besprechungen.

Das Forschungsobjekt von Pier Giorgio Gerosa ist Corippo, ein Dorf im Kanton Tessin, im Verzasca-Tal, einem steilen Seitental dieses italienischsprachigen Bergkantons der Schweiz. Genauer: es handelt sich um ein kleines Nebental der Verzasca, ein *Microterritorio*, wie Gerosa es nennt, keine 6 km<sup>2</sup> groß, wo sich ein Dorf mit knapp 200 (17. Jh.) bis 300 Einwohnern (1838) auf einem Bergvorsprung, der am Fuße des Ein-

zugsgebiets des Corippo-Baches auf 563 m Höhe liegt, befindet.

Dokumente und Quellen zeigen nicht, seit wann Corippo schon bewohnt war. Allerdings darf eine vorrömische Besiedlung zumindest als Hypothese, analog zu anderen alpinen Gebieten, angenommen werden (S. 43). Erst im 13. Jahrhundert wird geschichtlich faßbar, daß das Dorf schon besteht, was die Studie auf die letzten sieben Jahrhunderte beschränkt (S. 37). Pier Giorgio Gerosa versucht, über das Konzept der „epistemologischen Schichtung“ (*la metafora della stratificazione epistemica*, S. 16 und 465–469), nicht an eine „integrierende Strukturgeschichte“ Corippos heranzukommen (was er für praktisch unmöglich hält), sondern zu zeigen, wie diese schichtenbezogene Zeitachse den Forscher zwingt, von einer „Schicht“ zur anderen zu wechseln, ohne die im nachhinein konstruierbare und integrative Strukturkenntnis vorauszusetzen. Gerosa beschränkt sich somit bewußt auf eine „histoire urbaine“, welche generell das Raumverständnis der Gesellschaft sowie im einzelnen die Bezüge zwischen der Architektur von öffentlichen und privaten Gebäuden aufzeigt. Allerdings gehören zu diesem Raumverständnis auch die Demographie, die bürgerlich-kommunale und religiös-pfarreiliche Entwicklung, die physische Morphologie des Raums sowie deren Nutzung und Bewirtschaftung, schließlich der Bodenbesitz, was trotz der oben erwähnten Methode des einzelnen in sich geschlossenen Forschungsobjekts ein abgerundetes Bild von Corippo gibt.

Die Bevölkerungszahl ist Ausdruck der Dynamik (oder Krise) Corippos; zudem kann sie, weil von 1591 bis heu-

te vorhanden, mit anderen Daten, die weniger zahlreich sind, korreliert werden: die Bevölkerungsbewegungen ergeben somit einen guten Erwägungsrahmen (*una tela di fondo*, S. 61), an dem anderes gemessen werden kann. Entgegen anderweitig festgestellten Tendenzen ist die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts die Zeit des großen Wachstums (von 160 auf 250 Einwohner); demgegenüber weist das 18. Jahrhundert (das in Corippo bis 1850 reicht), anderweitig das Wachstumsjahrhundert, keinen nennenswerten Bevölkerungsanstieg mehr aus, und ab Mitte des 19. Jahrhunderts reduziert sich die Bevölkerung sukzessive auf unter 50 Einwohner. Gerosa erklärt diese drei Entwicklungsphasen folgendermaßen. Der rapide 30jährige Wachstumsschub des 17. Jahrhunderts sieht Gerosa mehr als Ausdruck einer günstigen lokalen Konjunkturlage denn als Vorreiter des europäischen demographischen Wandels des 18. Jahrhunderts: neue agrartechnische Methoden, Ausweitung der benutzbaren Agrarflächen und günstigere klimatische Verhältnisse dürften die Hauptkomponenten dieses autochtonen Wachstums (die Immigration scheint unwahrscheinlich) gewesen sein (S. 64). Die gleichen Faktoren, nur mit umgekehrten Vorzeichen, bewirkten im 18. Jahrhundert auch Corippos demographische Stagnation. Der wirtschaftliche und soziale Höhepunkt Corippos, d. h. eine Optimierung von Bevölkerungsdichte und Agrartechnik, welche eine „soziale Harmonie“ erlaubte (S. 466), scheint in der gleichen Zeit gelegen zu haben: gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden die meisten Privathäuser vergrößert

und verschönert außerdem stellt man eine „Monumentalisierung“ des öffentlichen Dorfraumes rund um die Kirche fest (S. 446–463), was das heutige Dorfbild nachhaltig geprägt hat. Zur Zeit der französischen Revolution ist diese Glanzzeit vorbei, und ab Mitte des 19. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen einer modernen Wirtschaft, verliert Corippo langsam aber stetig seine wirtschaftliche Substanz: die Emigration (S. 67) seiner Bewohner zeigt zahlenmäßig, wie wenig die agrarorientierte Subsistenzwirtschaft zu genügen vermochte. Interessant in diesem Zusammenhang ist, daß der Prozeß des Einbrechens der modernen Welt erst die „Überlebenskrise“ Corippos auslöst und zum Vorschein bringt, gerade weil die traditionelle Welt in Konkurrenz zur modernen nicht bestehen kann. Insofern ist es auch verständlich, daß Corippos Anschluß an das neue, vom Kanton Tessin gebaute Straßensystem (um 1884, S. 333) diesen Zerfallsprozeß nicht aufhalten kann, sondern ihn eher noch beschleunigt.

Geschichtsschreibung ist vielfach nur Geschichte des Wandels; dabei geht oft das verloren, was sich nicht geändert hat, vielleicht das Wesentliche. Pier Gerosas methodischer Ansatz, sicher aber auch, in der Realität, die Kleinheit des Mikroterritoriums, privilegieren das Dauerhafte: dieser Aspekt wird gerade in der Bausubstanz Corippos ersichtlich. Pier Gerosa glaubt, daß das heutige Corippo nur sehr wenig vom ehemaligen, im 12. Jahrhundert erfaßbaren Dorf abweicht. Was sich geändert hat ist nicht so sehr die räumliche Verteilung der einzelnen Bauten, sondern vielmehr ihr äußeres Erscheinungsbild, weil im Laufe der

Zeit die Gebäudekubatur deutlich zugenommen hat. Am Beispiel Corippos wird sichtbar, daß andauernder und zugleich ausgeprägter historischer Wandel in der ge- und erlebten Wirklichkeit gar nicht möglich ist, bedeutet doch Bewahren Überleben. Wenn zum Überleben auch die Veränderung gehört, wenn ruckartige Ereignisse ohne Zweifel die Richtung des sozialen, kulturellen und politischen Lebens ändern können, so ergeben doch die „Nicht-Ereignisse“ den Fundus, auf dem eine Gemeinschaft über Jahrhunderte bestehen und gedeihen kann, auch gegenüber einer undankbaren Natur, wie das in Corippo – und anderswo in den Alpen – der Fall ist.

Der ehemalige Staatsarchivar des Kantons Uri, Hans Stadler, befaßt sich im ersten seiner auf drei Bände ausgelegten Forschung mit der Geschichte des Landes Uri von den Anfängen bis zur Neuzeit. Dabei mischt er geschickt in den chronologischen Ablauf, der hauptsächlich politische Begebenheiten thematisiert, strukturelle, also wirtschaftliche, soziale, kulturelle und religiöse Untersuchungen, die alle, wie es ein Werk dieser Art erfordert, eher synthetischer denn analytischer Natur sind. Kerngedanke Stadlers ist es, zu zeigen, wie der Siedlungs- und Kulturraum Uris, dank Fleiß und Mühsal eines jeden: Urbevölkerung, Bauern, Klöster, Adel, Hörige, im Laufe der Jahrhunderte ein „zur Heimat gefügtes Land“ (S. 405) geworden ist. Dabei privilegiert er den „erhaltenden Charakter“, das Bewahren des mühsam Errungenen, kurz die „konservierende“ Perspektive der „langen Dauer“ (Fernand Braudel) und blendet gewissermaßen die eher ereignisgeschichtlichen Vorkommnisse, Schaum

auf den Wellen der „langen Dauer“, als (positive oder negative) Störfaktoren in die große, über Jahrhunderte andauernde Grundwelle des ernerischen Lebens ein.

Eines der einschneidendsten Ereignisse für Uri war sicherlich die „Erschließung der Schöllenen um 1200“, die den Gotthardweg für den aufkommenden Verkehr gangbar machte und gleichzeitig tiefgreifende Veränderungen in Uri hervorrief. Zum einen richtete sich die Urner Landwirtschaft von der Selbstversorgung auf eine Austauschwirtschaft um, die fortan Milchprodukte und Vieh in die nahen städtischen Zentren von Como und Mailand lieferte. Zum andern darf die politische Einflußnahme dieser Paßstraße nicht unterschätzt werden, denn, so argumentiert der Autor, „der gemeine Nutzen wollte gewahrt sein, einmal auf der Basis der in den Genossamen verankerten Schiffahrts- und Säumerorganisationen, zum andern auf der Basis des Landes zur Sicherung der Fürleitgebühren und Zölle, des Straßenbaus und der Lebensmittelversorgung. Diesbezüglich von hervorragender Bedeutung war die staatliche Übernahme von Aufgaben, welche die Führungsschicht im Zusammenhang mit dem Gotthardverkehr sich angeeignet hatte, z. B. bei der Überführung des Flüeler Reichszolles aus dem Besitz der voh Attinghausen in die Landesverwaltung“ (S. 208–209). So muß man den ersten staatlichen Zusammenschluß der drei Urstände Uri, Schwyz und Unterwalden, 1291 auf Grund eines früheren Abkommens bestätigt, sicherlich auch im Lichte des Gotthardpasses sehen. Zudem darf nicht übersehen werden, daß im Gegensatz zu den mittelländischen

Dörfern in Uri die Gemeinmarchen (die Allmende) nicht den einzelnen Gemeinden gehörte, sondern dem ganzen Land. „Alle wichtigen Fragen der Gemeinmarch wurden vom Land geregelt“ (S. 216), was letztlich erklärt, wieso auswärtige Potentaten, so etwa der König, sich meistens an „das Volk von Uri“, die *universitas vallis Uranie* oder die *homines vallis Uranie* wenden, einer Institution, woraus sich dann die bis 1928 bestehende „Landsgemeinde“ entwickelt hat. Das Einzigartige der Urner (und eidgenössischen) Situation ist nicht so sehr das Aufkommen solcher embrionärer Staatenwesen (denn das findet sich etwa auch im Lande Tirol), sondern deren Behauptung gegenüber anderweitigen Herrschaftsansprüchen über Jahrhunderte. Die Gotthardpolitik, nämlich die willentlich und kriegerisch durchgesetzte Vorherrschaft über den ganzen Paß, einschließlich der von Mailand, Como und Frankreich beherrschte Südrampe, dürfte den zweiten Schlüssel zum Verständnis der eigenstaatlichen Unabhängigkeit liefern. Stadler streicht heraus, wie in gegenseitiger Wechselwirkung die Aneignung der auf Urner Boden gelegenen Zollstellen, die aktive Gotthardpolitik sowie die Bündnisweiterungen (bis zur 13örtigen Eidgenossenschaft 1513) sich zu Gunsten des neu entstehenden Staatenwesens abspielten. In diesem Prozeß darf die aggressive südwärtsgerichtete ernerische Politik nicht unterschätzt werden: „Die Urner nützen jede sich bietende Gelegenheit, vorzustoßen und durch raschen Zugriff vollendete Tatsachen zu schaffen. Die übrigen Stände wurden einfach mitgerissen“ (S. 402). Schließlich darf die ziemlich frühe Eliminierung aristokrati-

schen Einflusses, ob einheimisch (etwa die von Attinghausen) oder auswärtig, eine gewichtige Rolle beim Erringen der Eigenstaatlichkeit gespielt haben.

In überlokaler Hinsicht ist diese Staatswerdung der dominierende Aspekt in Uris Entwicklung; er wäre aber ohne den gleichzeitig stattfindenden, stetig ablaufenden Auf- und Ausbau der Nutzungs- und Lebenszone des Heimatgebiets nicht denkbar gewesen. Das eine bedingt das andere. Diese Korrelation genügend gezeigt zu haben, ist wahrscheinlich das größte Verdienst des neuen Standardwerks zur Geschichte Uris.

Die *Geschichte des Landes Uri* ist gewissermaßen schweizerische Nationalgeschichte, bedingt europäische Geschichte, aber von unten, aus der Sicht eines „sub-nationalen“ Gebiets, das alle Merkmale eines „nationalen“, unabhängigen Gebildes hat und sich mit verschiedenen Partnerstaaten zusammenschließt, um Sicherheit gegen außen und Ruhe im Innern gewährleisten zu können. Genauso ist *Un microterritorio alpino* über die vorherrschende bauliche Struktur ein Kapitel Sozialgeschichte, die den alpinen Raum definieren hilft. In diesem Sinne leisten beide Studien weit mehr als sie gebietsmäßig erahnen ließen. Vergleichend könnte man etwa erwähnen, daß der Stellenwert des Straßenbaus in den zwei Gebieten völlig verschieden ist. Hilft in Uri die Straße entscheidend mit, den Lebensraum zu befruchten und wirtschaftlich ertragreich zu machen, so ist das in Corippo nicht der Fall. Die lokale Wirklichkeit kann durchaus generelle Erkenntnisse (Straßen bringen Wohlstand) entkräften. Was einmal mehr für mikroterritoriale Studien

spricht. Man kann abschließend hinzufügen, daß beide Werke drucktechnisch äußerst sorgfältig gemacht sind.

*Anselm Zurflub*

---

Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Die andere Geschichte. Eine Salzburger Frauengeschichte von der ersten Mädchenschule (1695) bis zum Frauenwahlrecht (1918).*

*Salzburg/München: Verlag Anton Pustet, 1995; 336 Seiten.*

Das Ziel erscheint klar und ist innerhalb der modernen Frauengeschichtsschreibung an Mut kaum zu übertreffen: die Darstellung der Geschichte der Frauen Salzburgs von 1695 (Gründung der ersten Mädchenschule) bis zur Einführung des Frauenwahlrechts 1918.

Entsprechend der übergreifenden Zielsetzung ist auch das Themenspektrum breitgefächert: vom Ausgangspunkt der modernen Frauengeschichte, der Analyse der politischen und rechtlichen Stellung der Frau in der Geschichte („Öffentliche und private Räume“ von Gunda Barth-Scalmani, Margaret Friedrich, Sabine Fuchs, Brigitte Mazohl-Wallnig unter Mitarbeit von Barbara Egger und Sabine Falk-Veits) zu den traditionellen Themen der Frauengeschichte, Bildung und Bildungsmangel („Die Erziehung der Mädchen“ von Friedrich und Mazohl-Wallnig) und Arbeit („Frauen und Arbeit“ von Barth-Scalmani, Bauer und Fuchs), bis hin zu den großen Projekten innerhalb der Frauen- und Geschlechtergeschichte der letzten Jahre, Sexualität und Körpergeschichte („Frauen-Körper“ von Barth-

Scalmani, Fuchs, Helga Embacher unter Mitarbeit von Egger und Gabriele Danninger-Sieberer) und die Geschichte von Frauen im Ersten Weltkrieg („Frauen im Krieg“ von Ingrid Bauer).

Anhand von einleitenden Überlegungen, die aus dem in den letzten zwanzig Jahren erarbeiteten Theorierepertoire der Frauengeschichte schöpfen, wird das Thema und teilweise auch die geschichtliche Problematik angerissen und anschließend durch Fakten aus der Salzburger Geschichte belegt. Jedes Kapitel ist mit zahlreichen Quellen bestückt, die in den Text eingebaut sind und streckenweise auf Kosten der Lesbarkeit gehen.

So zahlreich werden die historischen Quellen wortgetreu wiedergegeben, daß der Eindruck entsteht, es handle sich tatsächlich um das im Vorwort präsentierte „Projekt zur Ausarbeitung eines, Quellenbuchs zur Salzburger Frauengeschichte“. Auch die Einleitung der Herausgeberin Brigitte Mazohl-Wallnig befaßt sich mit der mühsamen Suche nach Quellen zur Geschichte der Frauen und den historischen Ursachen dieser Mühen. Bloß: Das Buch ist kein „Quellenbuch“ und schon gar keine Quellenedition. Erstens präsentiert es sich nicht als solches und zweitens fehlen dazu die methodischen und inhaltlichen Voraussetzungen: Die Quellen sprechen nicht für sich allein, sondern stehen in einem logischen Zusammenhang mit den historischen Textpassagen und können auch nur dadurch verstanden werden. Sie werden nur bruchstückhaft und ohne quellenkritische Einordnung wiedergegeben.

Das ist kein Kritikpunkt, denn das Buch will vorrangig gar keine Quellenedition sein, sondern eine Salzburger